

Leuchtturm des Chaos

(Pharos of Chaos) – BRD 1982 – 16 mm, Farbe – OmU – P: Red Harvest Film Wolf-Eckart Bühler – R: Wolf-Eckart Bühler, Manfred Blank – B: WEB – Sprecher: Charles Brauer – Mit Sterling Hayden – K: Bernd Fiedler – Ton/Sch: Manfred Blank – Assistenz: Felix Hofmann – 118 Min. – V: noch ohne (Wolf-Eckart Bühler, Ainmillerstr. 33. 8000 München 40, Tel. 089/344331).

„Die Freiheit ist das Recht, nicht zu lügen.“

Albert Camus

Seither sind Monate vergangen. Wir hatten uns eher zufällig getroffen. Ein Besuch nur sollte es werden, vielleicht eine gute Erinnerung. Neugierig war ich gewesen, wußte ein wenig über ihn. In Verkleidungen, die auch echt sein konnten, war er mir weichenweise nahekommen. Aber das lag Jahre zurück, fern und doch deutlich wie manche Träume. Jetzt erwartete ich Bestätigungen und neue Auskünfte. Jenen dunklen Grund zu berühren, der nicht angesprochen werden will, war ich nicht gefaßt.

„Ich habe den Fuß an jene Stelle des Lebens gesetzt, über welche keiner hinausgehen kann, der die Absicht hat wiederzukehren.“

Dante

Es war in Frankreich, auf seinem holländischen Flußboot, wo er sich für eine Zeit des Jahres aufhielt und an seinem neuen Buch zu schreiben versuchte. Auf einem Seitenarm der ruhigen Saone, unterhalb der Zitadelle von Besancon, lag die „Pharos of Chaos“ vertäut. Nebenansprudelte die wilde Doubs. Er saß im Sonnenlicht. Golden überstrahlte es ihn wie mit dem ersten Lächeln der Welt: ein König ohne Untertanen. Ich fand mich schnell bereit, ihm zuzuhören. Er sprach mit jenem bedächtigen Scharfsinn, zu dem kein bloßer Wassertrinker imstande ist. Entwöhnt schien er des Anbieters von Erklärungen, ganz fehlte ihm der Gestus des Auskunftsgebens. Wie ich zu bemerken glaubte, tat es ihm gut, reden zu können. Er atmete gewissermaßen mit seinen Worten.

Vor den Spiegel stellte er sich, entkleidet, und schrie und schrie: „Ich bin ein Mensch. Ich bin ein Mensch. Denn ich trage des Menschen Gestalt.“

Hans Henry Jahnn „Perudja“

Um nicht lange damit hinterm Berg zu halten: Er war betrunken. Stockte manchmal, schweifte ab, verlor den Faden. Und doch gingen seine Sätze sozusagen aufrecht. Die Schrittgeschwindigkeit nur wechselte. Was er erzählte, trug nicht Anzug und Krawatte. Sein Humor schien wie auf der Fensterkante gefaßt, nicht mehr unschuldig. In die eigenen Sätze hörte er hinein, unterstrich, korrigierte, kommentierte. Es sprachen auch seine Augen, Stirn, Bart und Kinn, seine Schultern, Arme, die Hände, sein schöner Körper. Worte besonderer Art, die er gefunden hatte, hob er gleichsam hoch, drehte und bewunderte sie wie geschliffenes Glas. Kein Wort entging ihm, das in seinem Leben eine Bedeutung, gut oder bitter, einen Witz gewonnen hatte. Solchen Echos lauschte er nach, schickte manchmal ein Lachen hinterher. Diese Worte warfen Schatten. In ihnen schien eine tiefere Realität auf als die unmittelbare.

Keiner von diesen mäßig beweglichen Leichnamen saß mir gegenüber. Zu mir sprach ein kräftiger 65 Jahre alter Mann, der sich einst für das Leben entschied, ein Verlierer in vielen Schlachten,

ausgesetzt der Einsamkeit, der Kälte, dem Fieber. Jemand, der seine Tränen mit der eigenen Zunge fängt. Einer, der sich bewegt, während andere streben. Unterwegs auf einer Reise, die ihr Ziel nicht weiß. Ein Heimatloser, Unbehaust – weil er die Verantwortung für sich übernommen hat.

Bis heute konnte ich das Bild nicht wegscheuchen, das in mir hochstieg als ich ihn sah – Kapitän Ahab, wie Herman Melville ihn in „Moby Dick“ zum erstenmal an Deck erscheinen läßt: „Er sah aus wie einer, der vom Scheiterhaufen heruntergeholt wurde, nachdem das Feuer alle Glieder ergriffen hatte, ohne sie indes zu verzehren oder in ihrer festen Rüstigkeit zu beeinträchtigen.“ Und ebenso lebendig wurde mir ein weiterer Satz, aus Joseph Conrads Roman „Mit den Augen des Westens“: „Man muß eines von beiden: brennen oder faulen. Wer möchte nicht brennen?“

„Das Leben geht weiter.“ Als es erlaubt ist.

Karl Kraus

Wenn man sich selbst begegnet, kann das Leben ein Kampf ums Leben werden. Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will. Der Mann, der in grobem Schiffszeug vor mir saß und Präsident der USA sein könnte, hat lange schon kein Verlangen mehr nach dem Erreichbaren. Eine Zeitlang war er an einem Seil gegangen. Es führte hin zu Kameras und Mikrofonen, vor denen er sich selbst, seine Überzeugung und seine Freunde verkaufte. Er, ein Suchender, fand sich: als bereit und fähig zum Verrat.

„Es ist gut, daß ich mich wieder fühle – dieses heftige brennende Weh – diesen Stoß, voll in die Brust getroffen.“

Hans Henry Jahnn „Fluß ohne Ufer“

Die Vergangenheit ist wie sie ist. Hinterher unabwendbar. Er ging sich nicht aus dem Weg. Ihm wurde das Erinnern zurückgegeben, ohne Anspruch auf Gnade. Er verweigerte sich den Trost in der Lüge, wo man geborgen und verborgen ist, wo einen niemand findet, man selbst sich nicht. „Wer etwas erkannt hat und sich davor zurückhält“, sagt Ludwig Hohl, „der tötet.“ (Sich!) Der Mann, dem ich begegnete, fand den Mut, sich seine Feigheit einzugestehen. Und er tat schließlich, was nur wenige versuchen: Er änderte sein Leben. Er war mit 15 von zu Hause weg und auf See gegangen, hatte mit 21 das Kapitänspatent erworben, im Sturm das Schiff verloren, mit dem er eine Schifffahrtlinie in der Südsee betreiben wollte. Da entdeckte Hollywood den blonden Hünen. Plötzlich verdiente er einen Haufen Geld damit, nicht zuletzt sich selbst etwas vorzuspielen. Boden unter den Füßen fand er, als er über Jugoslawien mit dem Fallschirm absprang und mit Titos Partisanen kämpfte. 1946 trat er der CPUSA, der Kommunistischen Partei Amerikas bei – für ein halbes Jahr. Das Schiff, das er am gleichen Tag erwarb, nannte er „Quest“ (Suche). Verlassenheit, schrieb er in seinem autobiographischen Buch „Wanderer“ (1963), habe er nicht auf See, er habe sie in Hollywood kennengelernt. Er brachte es auf über 300 Analysestunden, trank, seine Ehe zerbrach.

Und auch der Kriegsheld Sterling Hayden wurde hineingezogen in den Krieg, den Amerika nun im eigenen Land führte. Was wählen, wenn die Existenz bedroht und die Gesinnung vorgeschrieben ist? Auch Verrat ist das Ergebnis von Erkenntnis. Es war am 10. April 1951. Der bitterste Tag in seinem Leben. Bestens präpariert trat er als „freundlicher“ Zeuge vor das „Kommittee gegen un-ame-



„rkanische Umtriebe“ (*House Un-American Activities, HUAC*) und denunzierte umfassend. *Variety* meldete: „Hayden Strips Bare His Commie Past“. Ronald Reagan, damals (nur) Präsident der *Screen Actors Guild*, schickte ihm ein Telegramm: „Dear Sterling, I am very proud of you.“ In „*Wanderer*“ vermerkte Hayden, der sich immer noch den Vornamen Shirley gibt: „Es kommt wohl selten vor, daß ein Mann mit Lobeshymnen überschüttet wird für etwas, wofür er sich selbst zutiefst verachtet.“ Das „saubere“ Amerika lohnte seinem Kulturhelden den Verrat – und machte das Beste aus ihm: Profit. Von 1951–58 spielte er in bis zu sechs Filmen pro Jahr. „Eine gigantische Orgie der Selbstbestrafung“, meinte ein Freund.

„... fiel mir ein, daß mein Leben den Straf-
arbeiten gleicht, bei denen der Schüler je
nach seiner Schuld zehnmal, hundertmal
oder noch öfter den gleichen, zumindest in
der Wiederholung sinnlosen Satz aufzu-
schreiben hat, nur daß es sich bei mir um
eine Strafe handelt, bei der es heißt: so oft,
als du es aushältst.“

Franz Kafka, Tagebücher

„Wenn wir jemand kaputt machen, müssen wir
damit leben“, sagte mir Hayden. Der Brechreiz,
der nicht verging, ließ ihn endgültig mit Hollywood
brechen und ein zweites Leben beginnen. Mit sei-
nen Kindern segelte er auf der „*Wanderer*“ in die
Südsee. Er engagierte sich für die amerikanische
Bürgerrechtsbewegung, bemühte sich ernsthaft,
zu schreiben. Filmangebote nahm er nur noch sel-
ten an. Von seinen über 60 Rollen läßt er heute nur
noch drei gelten:

- Den in seinen Möglichkeiten beschränkten und
deshalb Verbrecher gewordenen Dix Handley in
John Hustons *The Asphalt Jungle* (1950). Ange-
schossen, gehetzt, stirbt er auf einer Pferdekop-
pel in Kentucky.
- General Jack Ripper, der in Stanley Kubricks *Dr.
Strangelove; or How I Learned to Stop Worrying
and Love the Bomb* (1963) den dritten Weltkrieg
auslöst.
- Den tyrannischen Schriftsteller Roger Wad in

Robert Altmans Chandler-Interpretation *The
Long Goodbye* (1973), der, ein Alkoholiker und
börsartig, noch seinen Selbstmord theatralisch
inszeniert.

Den Film, aus dem ich ihn vor allem kannte und
liebte, erwähnte er gar nicht: *Johnny Guitar* (Ni-
cholas Ray, 1953). Ich hatte mich aufgemacht, ihn
zu besuchen, weil ich ihn als Schauspieler mochte;
ich mußte einsehen, daß gerade das ihn am
wenigsten an sich selber interessiert.

„Wenn ich Schiffbruch erleiden soll, dann
möchte ich es in einem Meer, wo meine ei-
gene Unfähigkeit entschuldigt werden
könnte, nicht in einem grämlich verkrauteten
See, wo ich noch nicht einmal mein
Schwimmen hätte üben können.“

John Donne

Man kann der Freiheit im Kino begegnen. Eines
der wenigen sauberen Dinge aber auf der Welt ist
der Wind. 18 Schiffe, wird erzählt, hat Sterling
Hayden im Lauf seines Lebens besessen. Die See
erlaubt, die Freundschaft mit den Sternen wieder
aufzunehmen, an den Wald zu denken, als ob es
keine Holzfäller gäbe. Doch sie schenkt nicht nur
Tage ohne Bitterkeit. Auf diesem, gegen das Ver-
gessen widerspenstige Element (Stevenson) hat
sich die Substanz eines Mannes zu erweisen –
oder die weiche Stelle in seinem Leben wird auf-
gerissen und zieht Wasser wie ein Leck. Das be-
merkte Erich Franzen zu den Büchern von Joseph
Conrad; der wußte: „Die See gibt wenigstens
harte Schläge und manchmal eine Chance, seine
Kraft zu zeigen.“

Und der Seefahrer Novalis war's, der schrieb:
„Hätten die Nüchternen
einmal gekostet.
Alles verließen sie
und setzten sich zu uns
an den Tisch der Sehnsucht,
der nie leer wird.“

„Chaos ist“, sagte Hayden, „nicht zu wissen, was
man tun soll.“ Er ging damals nicht weiter einen
Weg, er drang in sein Dickicht ein. Noch heute, 20

Jahre später, ist er kaum mehr als ein schwanken-
der Halm mit Trotz gegen den Wind. Einer, der
zwischen allen Stühlen sitzt.

Hayden mag Bücher, seine Monumente. Er liest
gern daraus vor. Sie waren, sie sind seine Univer-
sität. Er hat sich angewöhnt, nachzudenken – und
das ist immer etwas Zersetzendes, ein ständiges
Überprüfen des gezahlten Preises. Das einzige
jedoch, das davor bewahrt, um die Freiheit betro-
gen zu werden, die Freiheit zu vermissen.
Das trennt von einer Welt, die nur den halben
Zweifel und die ganze Überzeugung kennt. In
„*Wanderer*“ nennt Hayden Sicherheit „die große
Zerstörerin der menschlichen Seele“. „Gäbe es
mehr Ruhelose“, schreibt er, „die Welt wäre bes-
ser.“ Nur indem ich mich ständig von mir selbst
und den anderen losreißte, entgehe ich den un-
wahrhaftigen Gemeinplätzen; bin ich doch ein
Wesen, das sich gerade nicht damit abfindet, mit
sich selbst übereinzustimmen (Merleau-Ponty).

„Und das Chaos sei willkommen, denn die
Ordnung hat versagt!“ Karl Kraus

Mit sich unterwegs, ein Wanderer also zu sein,
aber bedeutet unausweichlich: Einsamsein. Die
einzige Art – Cesare Pavese hat das auf's Pein-
lichste notiert – diesem Abgrund zu entrinnen, ist
die, ihn zu betrachten, zu messen, auszuloten und
hinabzusteigen. Sich dabei, Leben, Leben und
immer wieder Leben (die Praxis) abzuverlangen.

Bei meinem Besuch quälte Hayden sich mit einem
neuen Buch, das „*Pharos of Chaos*“ heißen soll.
Herman Melville, auf See gewesen und unbekannt
in einem Büro gestorben, fand, ein Buch zu
schreiben heiße, sich das Gehirn auszukurzen.
Solche Arbeit jedoch vermag, die Umrisse jenes
„Gefängnisses ohne Gitter“ zu bestimmen, das
wir uns selber bauen, wie Hayden sagte.

Zum Abschied rezitierte Sterling Hayden die Grab-
inschrift Stevensons, der auf einem Hügel British
Samoas ruht:

„Beneath the wide and starry sky
dig the grave and let me lie
glad did I live
and gladly die
and I laid me down with a will.
Home is the sailor
home from the sea
and the hunter home from the hill.“

Haydens von Lücken und Schweigen durchsetzter
Bericht, dieser Gang durch das Labyrinth – von einer
Leidenschaft zur anderen, mit kurzen Umwe-
gen über das Bewußtsein, über Zeichen und
Worte –, er hatte von dem gehandelt, was das
Größte ist: dem Handwerk des Lebens.

Zögernd erhob ich mich – aus dem Kinositz.
Das unerwartet erhaltene Geschenk bin ich nicht
bereit, durch die Beschreibung seiner Struktur zu
verkleinern. Und da man loben nur von oben nach
unten kann, gestehe ich meine Bewunderung für
die Demut der Leute, die diesen Film gemacht ha-
ben; einen schlichten, respektvollen Film, der einem
Menschen soviel Lebendigkeit beläßt, daß er
sein Gesicht nicht verliert.
Die Autoren sind Wolf-Eckart Bühler und Manfred
Blank und Felix Hofmann. Sie schreiben in der
Zeitschrift *Filmkritik*. Die hat zu wenig Abonnenten,
weil man sie nicht wegschmeißen kann. *Pharos of
Chaos* hat keinen Verleih.

Godard: „Was sich verkauft, ist nicht das, was das
Suchen zeigt. Man verkauft, was man gefunden
hat.“

Alf Mayer